



Christoph Neidhart

**Ein Fünfliber
im Kuhfladen**

**Die Schweiz von außen
gesehen: lauter Sonderfälle**

Essays

Klaus Isele Editor

Inhalt

VORWORT

Welches Schweinchen hätten's denn gern?

Jodler und Gegenjodler

Die richtige und die real existierende Schweiz

»Schöne Aufklärung über mich selbst«

Auf dem Sihlsee

ARGE Zauberberg

Vier Aufstiege zum Davoser Filz

Das revolutionärste Land der Welt

Besichtigung eines Schweizer Urwerks

With a Little Help from a Friend

Die Favor Bank

Das Sheraton-Syndrom

Eine Parabel für Fernsehdirektoren

Team Türkis oder Wenn die Bankgesellen brillieren

»Wir haben eben Weisung«

Die Wiege des Anarchismus

Über Vorurteile

Kein Brot, aber Kaviar-Spaghetti

Das verlorene Spiel mit Hunger und Überfluss

Wo Helmut Kohl den Drachen tötet

Zürcher Geschnetztes aus dem Astro-Computer

Comfort-Food oder bloß schwer verdaulich?

Mein kulinarisches Zugeständnis an den Roten Pass
Wie der Zwingli bei Sprüngli besiegt wurde
Nachdenken über Schweizer Schokolade
Das Eis und die Zeit
Wo die Schweiz am nordischsten ist
Der Fünfliber im Kuhfladen
Ein Sonderfall?

VORWORT

Welches Schweinchen hätten's denn gern?

Schreib doch mal über die Schweiz, so wie du über Kirgisien oder Estland schreibst, forderte mich der gewitzte junge Chefredakteur des »Tages-Anzeiger-Magazins« im Frühjahr 1999 auf. Mit einem Blick von außen nach all den Jahren im Ausland, aber mit dem Hintergrund, dass ich Schweizer bin, meine ersten dreißig Jahre hier verlebt habe und bis dahin meist für Schweizer Zeitungen aus dem Ausland berichtete.

Obwohl die Schweiz nie mein Thema war, hatte ich schon vorher ab und zu über sie geschrieben. Vor allem für die von Hans-Magnus Enzensberger gegründete Zeitschrift »TransAtlantik«. Damals noch weniger mit dem Blick von außen, aber für Leser jenseits der Schweiz. Über die Glarner Landsgemeinde zum Beispiel. Auch im »Periskop«, meiner Auslands-Kolumne in der »Weltwoche«, griff ich, wenn ich grade zuhause in der Schweiz war, zuweilen helvetische Themen auf; oder ich stellte Verbindungen zur Schweiz her.

Diese Texte lagen für mich alle weit weg zurück, als mir im Covid-Sommer 2020 mein Freund Pitsch schrieb, er habe meine Reportage über den Davoser Filz von 1987 wiedergelesen, vieles sei noch aktuell. Pitsch musste es wissen, er hatte lange in Davos gelebt. Ob ich nicht einen zweiten Teil schreiben würde, fragte er. Es wäre schön, wenn auch andere lesen könnten, wie in Davos die Strippen gezogen werden.

Noch einmal in den Davoser Filz eintauchen mochte ich nicht. Zudem verhinderte das Corona-Virus im Sommer 2020 Reisen aus Japan, wo ich seit zwanzig Jahren lebe. Aber Pitsch veranlasste mich, den 33 Jahre alten Text selber

noch einmal zu lesen. Und mich zu fragen, ob er nicht noch einmal gedruckt werden könnte. Vielleicht zusammen mit einigen anderen Texten aus jener Zeit, die sich mit der Schweiz befassen. Meinem wunderbaren Verleger Klaus Isele hat die Idee gefallen. Ihm und meinem Freund Pitsch sei deshalb hier gedankt, ohne sie wäre dieses Bändchen nie entstanden.

Alle Texte wurden überarbeitet, an manchen Stellen musste ich meine sprachliche Zuckerbäckerei von damals mäßigen. Unglaublich, welche Manierismen man – zumindest meine Redakteure und ich – vor 20-30 Jahren gut fand. Nicht verändert habe ich mein Spiel mit Helvetismen. Einige Passagen brauchten kurze Erläuterungen oder eine Jahreszahl, die meine damaligen Leser ohne Verortung verstanden. Meine Absicht beim Sichten der Texte war es, sie lesbarer zu machen, ohne ihre Verwurzelung in der Zeit des Entstehens oder den damaligen Blick zu ändern.

Manche Anspielungen erschließen sich jüngeren Lesern vielleicht nicht mehr. Die DDR nannte ihre Autokratie, ein System des Mangels und der Repression, den »real existierenden Sozialismus«. Im Text über Zürich als Metropole der Computer-Astrologie heißt es: »Welches Schweinchen hätten's denn gern?« Das ist eine Paraphrase der Frage »Was bin ich?« So hieß eine damals populäre Fernsehsendung, das »heitere Beruferaten«. Spielereien wie diese habe ich im Text ohne umständliche Erklärung belassen.

Rückblickend erscheinen mir meine Texte zur politischen Schweiz als zu optimistisch, so wie ich auch in meiner Russland-Berichterstattung und in meinem Buch *Russia's Carnival: The Smells, Sights and Sounds of Transition* zu optimistisch war. Oder ich erwartete einfach eine schnellere Entwicklung. Ich bin aufgewachsen in einer Schweiz, die sich vehement gegen das Frauenstimmrecht wehrte. Damals schon seit Jahrzehnten. Doch als ich studierte, war das Frauenstimmrecht plötzlich eine Selbstverständlichkeit

(außer in Appenzell). Die Gesellschaft begann sich zu öffnen. Damals schien mir, Entwicklungen könnten sogar in der Schweiz schnell gehen. Dabei sind fast alle Texte hier in einer Zeit entstanden, in der sich die Schweiz vehement gegen einen Beitritt zur UNO sperrte. Also gegen eine Entwicklung wehrte, von der alle wussten, dass sie kommen würde. Bei der Abstimmung 1984 waren fast 76 Prozent dagegen, auch alle Stände. Die Schweiz trat erst im Jahre 2002 der UNO bei, doch inzwischen ist die Mitgliedschaft für die Schweizer eine Selbstverständlichkeit.

Auch das Schengen-Abkommen und die bilateralen Verträge der Schweiz mit der EU waren zur Zeit, als diese Texte entstanden, noch in weiter Ferne. Heute ist die Schweiz in vielerlei Hinsicht ein heimliches EU-Mitglied – ohne Mitbestimmung, dafür mit der Illusion, sich da und dort verweigern zu können. Irgendwann dürfte diese halbe Mitgliedschaft normalisiert werden. Damals schien mir, allzu lange werde es nicht dauern, die nächste Generation, meine, sei offener. Heute dagegen scheint es, ein EU-Beitritt der Schweiz erfolge eher später als früher. Er ist in sehr weite Ferne gerückt. Allerdings hat es auch mit dem Frauenstimmrecht und der UNO lange gedauert.

Dieses Buch wäre ohne den damals jungen Chefredakteur des »Tages-Anzeiger-Magazins« nie entstanden. Es war seine Idee, dass ich durch die Schweiz fahren soll, um über mein Land »wie über Kirgisien oder Estland zu schreiben«. Dafür gebührt auch ihm Dank. Allerdings bremst er jene Entwicklung der Schweiz inzwischen, auf die ich hoffte: Er poltert im Parlament gegen die EU, zieht als Fähnrich der aufrechten Eidgenossen über die Zürcher Dörfer und gefällt sich als publizistischer Blechtrommler Donald Trumps in der Schweiz.

Zu danken habe ich auch jenen Redakteuren, die diese Texte damals betreuten und in einigen Fällen anregten, allen voran dem viel zu früh verstorbenen Reinhard Hesse, damals stellvertretender Chefredakteur von »Trans

Atlantik«. Er verstand es, jeden Text im Ton seines Autors besser zu machen. Auch meine. Bei der (alten) »Weltwoche« haben mich Elsbeth Tzermias, Hanspeter Born, Rudolf Bächtold und Jürg Ramspeck journalistisch geführt, mir aber zugleich alle Freiheiten gewährt, die meinen Journalismus erst möglich machten. Der ebenfalls schon verstorbene Jürg Ramspeck hat diese Form der Berichterstattung, sei es in der Kurzform der Kolumne, im ausgreifend langen Text oder als Blattmacher und Chefredakteur, gelebt – und vorgelebt. Ohne Peter Sowa von der Auslandsgesellschaft in Dortmund, der mich regelmäßig zu Vorträgen über die Sowjetunion, Russland, das Baltikum und Skandinavien einlud, wäre der »Der Fünfliber im Kuhfladen« nie entstanden. Er fragte einmal beiläufig, ob ich nicht einen Vortrag über die Schweiz halten wolle. Auch Peter Sowa lebt nicht mehr, posthum gebührt auch ihm mein Dank.

Chino, Japan, im Februar 2020

Jodler und Gegenjodler

Die »richtige« und die real existierende Schweiz

Schüsse dringen durch meinen Schlaf, wie vor einiger Zeit in Tschetschenien. Aber ich bin doch in Zürich. Bubenstreiche, Frauenfürze vielleicht? Darf man das überhaupt noch sagen? Nein, das ist ein Schuss. Und irgendwas plumpst auf die Gasse hinunter.

Wer nach Hause zurückkehrt, schaut nur flüchtig hin. Auch dann noch, wenn das längst nicht mehr sein Zuhause ist. Er sieht nichts, kennt ja alles, erkennt bloß wieder: vertraute Gesichter und gewohnte Geräusche. Und ist überrascht, weil vieles doch nicht mehr stimmt. Die ehemaligen Mitschüler sind alt geworden, grau. Und jene Leute, die einst viel älter waren, scheinen immer noch so alt wie früher. In Zürich gibt es noch mehr Boutiquen, dafür weniger kleine Läden. Im Niederdorf verramscht »Racher, Zeichen- und Malbedarf« gerade seine Farbstifte, Pinsel, Staffeleien und Reißbretter. Wieder ein Wahrzeichen, das verschwindet. Immerhin, die Geräusche an der Krebsgasse sind die gleichen geblieben: die Stimmen, die Straßenmusiker, die Kirchenglocken, nachts der Lärm der Beizen. Und im Morgengrauen das Scheppern von Harassen: Die Safran-Zunft wird beliefert, ich bin in Zürich.

Aber was sind das für Schüsse?

Seit mehr als zehn Jahren mache ich in Zürich Sommerferien, bin zuweilen auch im Frühjahr oder Herbst ein paar Tage oder Wochen hier, nicht nur für Ferien. Lange kam ich aus Moskau, jetzt aus Boston. Der Kleiderschrank ist leer, aber meine Bücher sind noch da, die meisten

jedenfalls. Meine Schweiz ist eine Briefkasten- und Ferien-Schweiz geworden. Eine Schweiz der Verwandten- und Redaktionsbesuche. Was hier passiert, geht größtenteils an mir vorbei. Zuerst habe ich aufgehört, den Inland-Teil zu lesen, irgendwann die Schweizer Zeitungen überhaupt.

Wie heißen die neuen Bundesräte? Und warum reden alle von Blocher?

Nora Joyce, die Witwe von James Joyce, war nach dem Tod ihres berühmten Mannes im Januar 1941 in Zürich geblieben; zehn Jahre lebte sie noch hier, obwohl sie kaum jemanden kannte und einsam war. In einem Interview begründete die Schriftstellerwitwe das mit der Aus sage, Zürich sei »a fine city for old ladies«.

Zürich ist auch »a fine city«, wenn man keine Lady ist und noch nicht so alt. Vielleicht noch feiner; auf die übrige Schweiz trifft das erst recht zu. Das Land lässt einen machen, lässt einen in Ruhe. Man kann die Schweiz als Schweiz ignorieren und wird trotzdem bedient. Alles ist nahe, alles perfekt, oder fast perfekt, alles klappt wie am Schnürchen, besonders der öffentliche Verkehr. Das ist wichtig für Old Ladies, auch wenn sie keine Ladies und noch nicht so alt sind. Zu meinen Old-Lady-Aktivitäten gehören Schwimmen im See und Radfahren. Zudem ist Zürich eine Kinostadt, besser als New York.

Mein Bild der Schweiz ist in den Achtzigerjahren stecken geblieben. Manchmal ist mir meine Ignoranz – wie heißen die Bundesräte? – etwas peinlich. Und dann doch egal. Schlimm ist bloß, dass ich nicht weiß, wer gestorben ist. Oder wer noch nicht. Nun jedoch hat mich die Redaktion des »Tages-Anzeiger-Magazin« gebeten, meine Ignoranz zu nutzen. Für einmal mit meinem neugierigen Reporterblick genauer hinzuschauen, wie ich das in Kirgisien oder Estland tue, festzuhalten, was ich sehe, und meine Verwunderung zu protokollieren. Dazu fuhr ich nach Basel, Lausanne, Andermatt, in den Kanton Bern und in den Thurgau, nach St. Gallen, ins Glarner- und ins Bündnerland. Ich besuchte alte

Freunde, die ich lange nicht gesehen hatte, hörte genau hin, schaute zu und stellte Fragen. Ähnliche Fragen wie in der russischen Provinz.

Gibt man sich in Moskau als Schweizer zu erkennen, folgt bald die Frage nach den Banken. Und nach den Dollarmillionen der russischen Neureichen, die dort liegen. Gewisse Freunde baten mich auch schon um den Gefallen, in Zürich in ihrem Namen ein Konto zu eröffnen. Oder, wenn das schon bestand, ihnen 20.000 Dollar nach Moskau mitzubringen. In bar, versteht sich, und ohne das Geld zu deklarieren. Als Schweizer in Russland werde ich automatisch um meinen Reichtum beneidet, für die Schönheit unseres Landes und seine Friedfertigkeit gelobt. Auch für die Neutralität und dafür, dass die Schweiz keine Armee habe. Ach so? Wirklich, die Schweiz hat eine Armee? Wozu denn? Ich muss den Russen oder Kasachen die Viersprachigkeit erklären und die Dialekte, und außerdem, warum wir Deutschschweizer Deutsch sprechen, aber nicht der deutschen Nation angehören (wollen), anders etwa als die Wolgadeutschen, die Deutschstämmigen in Kasachstan oder die meisten Österreicher 1938. Und warum die Welschen keine Franzosen sind und die Tessiner keine Italiener. Fasziniert sind viele vom Romanischen. In der Sowjetzeit gab es an einer der Moskauer Universitäten Romanisch-Unterricht.

Neuerdings erhalte ich in Russland auch Komplimente für unsere Eiserne Lady: Carla Del Ponte. Ihre Ermittlungen gegen Geldwäscher und die russische Mafia haben die Bundesanwältin in Russland so populär gemacht wie keine Ausländerin mehr seit Margret Thatcher. Madonna und Sharon Stone einmal ausgenommen.

Dass die Schweiz weder der UNO noch der EU angehört, überrascht die meisten Russen. Warum nicht? Das kann ich ihnen auch nicht erklären. Und auch nicht, was an der Schweizer Neutralität heute noch so speziell ist. Ein kleines

Land umgeben von der EU. Und wie neutral war die Schweiz gegenüber der Sowjetunion?

Wenn ich in den USA als Schweizer erkannt werde, kommt die Frage nach den Banken so schnell wie in Russland. Und nach den Dollarmilliarden, die wir für Diktatoren und Oligarchen sicher horten, nicht nur Oligarchen aus Russland. Den Begriff »Fluchtgeld« hört man selten, die Amerikaner sagen »Geld auf Schweizer Banken« und implizieren, das sei alles illegales Geld. Zuweilen werde ich direkt angemacht: Viele Amerikaner reden, als sei jeder Schweizer mit den Banken verbandelt. Und die Banken machten mit jedem Geschäfte, ohne Fragen zu stellen. Was ja längst nicht mehr stimmt. Dass die Bank of New York beim Geldwaschen erwischt wurde, halten sie dagegen für den Fehltritt Einzelner. Gelegentlich erwähnen Amerikaner auch den Swissair-Absturz in Halifax: Wie kann das sein, die Swissair? Oder sie haben von Lawinenunglücken gehört.

Pflichtbewusst, pünktlich, gewissenhaft, langweilig, humorlos und sauber seien wir. Nett, aber nicht besonders ernst zu nehmen. So sehen uns jene Amerikaner, die die Schweiz kennen und mögen. Eine Kollegin in Harvard forderte mich auf, ihr meine Fingernägel zu zeigen: Ja, man sehe, dass ich Schweizer sei. Dann bat sie mich, sie zum Fondue einzuladen.

Andere in Harvard halten uns für ein Volk der Rechthaber und Selbstgerechten, der Heimlicheissen, Heimlichtuer und Trittbrettfahrer, ein Volk, das die Schuld immer andern zuschiebt. Die Schweizer, habe ich von einem Professor am Europa-Institut von Harvard gehört, wollen immer den »Fünfer und das Weggli« – er kannte sogar die Metapher –, die EU-Vorteile und jene einer Nicht-Mitgliedschaft. Sicher stimmt, dass wir Schweizer uns auf den EU-Flughäfen nicht mit Somaliern und Russen zur Passkontrolle anstellen wollen, während die Österreicher durchgewunken werden.

Die Schweizer seien schlechte Verlierer, konnte man in der »New York Times« vom 20. Juni 1999 gleich dreimal lesen:

Angewidert schilderte das Blatt die olympische Empörung, mit der die Schweiz die Vergabe der Winterspiele 2006 nach Turin aufnahm. Sion, die Schweizer Kandidatur, hatte das Nachsehen. In Lausanne köpften Vandalen eine Statue und verschmierten die olympischen Ringe mit den Buchstaben M-A-F-I-A. Dieselbe Ausgabe bezichtigte Martina Hingis der Unsportlichkeit: Sie sei eine verwöhnte Göre mit »Mount-Everest-Ego«, die glaube, sich mit einem Lächeln über jede Flegelhaftigkeit hinwegretten zu können. Der Reiseteil stellte Savoyen als »Heidi-Country with French Food« vor und empfahl die französische Alpenregion als die bessere Schweiz. Ohne Schweizer.

Was die Leute in der Schweiz beschäftigt, nehmen die Medien im Ausland meist kaum wahr. Selbst das Interesse am Skandal um die Holocaust-Gelder ebte bald wieder ab. Zum Glück, denke ich, wenn ich höre, was manche meiner Schweizer Bekannten – eine Ärztin, viele Sportskollegen – über »die Juden« so daherreden: »Sie wollen immer mehr und mehr und mehr«, sagte die Ärztin verächtlich. Und: »Die müssen doch irgendwann Ruhe geben und verstehen, dass es in jedem Krieg Ungerechtigkeiten gibt.«

Meine Schweizer Freunde regen sich über die Offiziere Friedrich Nyffenegger und Dino Bellasi auf, ohnehin scheint die Armee immer wieder für Peinlichkeiten zu sorgen. Über das Expo-Fiasko, die Landesausstellung, die 2001 nun nicht stattfinden wird, über das Geknorze um die bilateralen Abkommen und über Blocher, immer wieder Blocher. So wichtig kann der doch nicht sein, die »New York Times« erwähnte ihn im Laufe des ganzen letzten Jahres kein einziges Mal. Anerkennendes konnte man dagegen auch in den USA über Carla Del Ponte lesen, allerhand Freundlichkeiten über Bundespräsidentin Ruth Dreifuss, eine Frau und eine Jüdin obendrein, und das ausgerechnet in der Schweiz. Und sonst: Martina Hingis.

Die Schweizer, sagte mir Ernst Mühlemann einmal, bis zu seinem Rücktritt der Außenpolitiker im Nationalrat, stochern

in ihrem Emmentaler Käse rum, um von einem Loch ins nächste zu starren. Das interessiere schon in Konstanz niemanden. Wie recht er doch hat. Mich interessiert es, seit ich mehr Erwachsenenjahre im Ausland gelebt habe als in der Schweiz, auch nicht mehr. Doch jetzt soll ich über die Schweiz schreiben wie über ein fremdes Land.

»Alles abnormal«, flucht unten auf der Münsterergasse einer vor sich hin, immer wieder. »Alles abnormal, die Hölle.« Wenn Leute hemmungslos Selbstgespräche führen, und keiner beachtet sie, dann sei man in einer Großstadt, meinte Jürg Federspiel einmal, als wir zusammen durch Manhattan spazierten. Damit zielte er auf sein New York. In Zürich führte damals noch niemand laut Selbstgespräche. Insofern ist Zürich jetzt also eine Großstadt.

Wieder fällt ein Schuss, scheinbar direkt vor meinem Fenster. Mittlerweile bin ich ganz wach, stecke den Kopf aus dem Fenster. Auf der Zinne gegenüber lauert ein Jäger, ein Luftgewehr im Anschlag. Er schießt Tauben. Nicht im Park wie bei Georg Kreisler, über den Dächern der Zürcher Altstadt. Der Jäger sei von der Stadt, es gebe zu viele Tauben, wird mir der Mann vom Tabakladen unten im Niederdorf später erklären. Selber werde er die Tauben aber weiter füttern, grinst er. Die Taubenleichen lasse der Amtsjäger übrigens einfach auf den Dächern liegen, wenn sie nicht von selbst auf die Gasse fallen. Sie werden langsam verwesen. Oder von den Krähen gefleddert.

Zürich sei nicht die Schweiz, ermahnt mich meine Mutter am Telefon aus Basel, als sie von meinem Vorhaben hört. Zum 1. August war sie nach Rüeggisberg eingeladen. Das sei noch »so *richtig* Schweiz, wie man sie sich vorstellt«. Also Kühe und Berge? »Nicht nur«, es sei ruhig, friedlich und kaum Autos. »Da hat man die Welt noch bei sich.« Also fahre ich hin. Das Dorf döst, der »Bären« ist montags geschlossen. Nur eine Großmutter sitzt auf der Beizenterrasse. Sie strickt. Vor einem Stall steht eine Kutsche. Auf den Feldern holen die Leute vor dem Regen

eiligst noch Heu ein, Alte vor allem und Kinder. Am Ostrand, auf der Aussermatt, ist Bauland zu verkaufen, ein gutes Dutzend Einfamilienhäuser steht schon da, weitere sind im Bau. Die Gegenwart dringt ein, nach Bern ist es nur etwa 20 Kilometer, die Hauptstadt liegt in Pendeldistanz.

Die Bauernhäuser von Rüeggisberg ziehen ihre Dächer misstrauisch in die Tiefe, bis über den Gemüsegarten hinunter, da und dort dampft noch ein Miststock. In der Gemeinde wohnen ebenso viele Hühner wie Menschen, gut 2.000, gleich viele Schweine und doppelt so viele Rinder. Regiert wird Rüeggisberg von der nationalkonservativen Schweizerischen Volkspartei (SVP) Christoph Blochers, die Käserei stellt Emmentaler her. Das also ist die *richtige* Schweiz? Ja – aber dann denke sie, so meine Mutter später: »Die haben ja auch Fernsehen.« Ihre *richtige* Schweiz ist eine Schweiz von gestern, sie überlebt dank Subventionen: Je mehr Schweiz, je *richtiger*, umso höher die Zuschüsse. Ein Land der Heugabeln und Melkschemel, dem man den Traktor und die Melkmaschine grade noch nachsieht. Eine Kuh-Schweiz, die den Käse gerne noch aus unpasteurisierter Milch herstellt – er werde einfach besser – , aber auch ein Land ohne Industrie und Technik; ein Sehnsuchtsland.

»Heimweh« übrigens ist eine Schweizer Erfindung, eine kulturelle Konstruktion. Das habe ich in Harvard von Svetlana Boym gelernt, einer russischen Jüdin. Als medizinischer Befund taucht der Begriff erstmals 1688 in Basel auf. Viele Schweizer Söldner in fremden Kriegsdiensten litten an »Heimweh«, so die Diagnose damals.

Jene, die der Sehnsucht nach der *richtigen* Schweiz erliegen, gehören meist jenen Generationen an, die für sich selbst nur noch zurückblicken können: Sie sehen in der Schweiz von gestern, obwohl es sie so nie gab, ihre eigene Jugend. Und haben ja Recht, wenn sie die alten Zeiten verklären, die so viel besser waren. Damals taten ihnen die Gelenke noch nicht weh, die Augen waren besser, und sie

brauchten keinen Hörapparat. Nur: Warum wollen immer jene, die aus Altersgründen keine Zukunft haben, diese verhindern?

Ihre Schweiz ist ein Land der Treicheln und gezöpfelten Miststöcke, ein Ort der Nostalgie. Indes mag, selbst wer rückwärts starrt, nicht einfach stehen bleiben. Auch die Sehnsuchts-Schweiz wird permanent erneuert, immer noch schöner gemacht, raffinierter renoviert. Man putzt, was das Zeug hält, konserviert das Alte um jeden Preis, allerdings nur die Fassaden, und erhält dafür wacker Preise. Die Miststöcke mögen noch eleganter dampfen, nur riechen sollen sie nicht. In vielen Bauernhäusern wohnen ohnehin keine Bauern mehr, sondern Architekten, Lehrer, oder sie beherbergen ein Tanzprojekt.

Von Rüeggisberg fahre ich nach Studen bei Biel weiter; am Jura-Südfuß wird die *richtigste* aller Schweizen gefeiert: im Untergeschoss eines Uhrenzulieferbetriebs zeigt die Fondation Saner, das Privatmuseum eines Industriellenpaares, die private Albert-Anker-Sammlung des SVP-Königs Blocher. Saners Fabrikli liegt zwischen Autobahn und S-Bahn-Linie, Einfamilienhäusern, Industriebauten und einer Neuwagenhalde. Das ist die reale existierende Schweiz. Doch jene, die auf der Suche nach der *richtigen* Schweiz nach Studen pilgern, schauen dort nicht hin. Sie wissen, was sie nicht sehen wollen.

Sie kommen in der gehobenen Mittelklasse von Mercedes und Volvo, säuberlich gewaschen, mit Thurgauer, Aargauer und Berner Kontrollschildern. Und müssen sich in einer langen Schlange für Tickets anstellen. Dann bewundern sie Ankers ärmliche Bauernkinder und loben die Lebhaftigkeit seiner Figuren. Eine Ästhetik der Armut, die sie als Bescheidenheit beschönigen.

Für viele von ihnen kommt Kunst noch von Können. Über die Konkreten im Obergeschoss, die ständige Ausstellung der Saners, schütteln sie den Kopf. Einer sagt: »Das könnte ich auch.« Firmen-Belegschaften kommen gemeinsam, auch